

Musikalische Begegnung der dritten Art

SPIEGEL-Redakteur Klaus Umbach über die Bonner Geburtstagsfeiern für Karlheinz Stockhausen

Die Niederkunft verlief glücklich. Trotz frischer atlantischer Meeresluft, die in leichten Böen die elektroakustische Landebahn und die fröstelnd der Ankunft Harrenden überfiel, setzten die kosmischen Gäste mit nur wenig Verspätung auf, um 21.17 Uhr, am Sonnabend vorletzter Woche.

Zunächst hatte in acht riesigen Lautsprechern, die wie die Spitzen eines Oktaeders im Kreuzgang des Bonner Münsters aufgestellt waren, ein düsengetriebenes Raumschiff über den Köpfen des unterkühlten Publikums gekreist, dann in mächtigen Blubbern beigestrichelt und schließlich mit scharfem Quietschen, dem Bremsgeräusch erdbebundener Kraftwagen nicht unähnlich, seine galaktische Reise beendet.

Als bald erstrahlten in den Lichtkegeln von zwölf Spotlights vier Gestalten, die der kosmischen Fähre entstiegen sein mußten und nun, in den vier Himmelsrichtungen, auf irdischem Boden Aufstellung nahmen.

Die farbige Sopranistin Annette Meiriweather, laut einer gratis verteilten

Aufklärungsschrift als „königliches Monument aus Ebenholz geschnitzt“ und nur „mit einem Nest von Nachtigallen“ vergleichbar, verkörpert neben „Süd“ auch „Wasser, Frau, Mittag, Sommer, Blüte“.

Die zweite der himmlischen Töchter, Suzanne Stephens mit ihrer Baßklarinette, blies, in hautengem Gold-Lamé gewandert, als „West“ auch „Luft, Freund, Geliebte, Abend, Herbst, Frucht“ in den Bonner Dämmer.

„Nord“ repräsentierte der Bassist Boris Carmeli, der in silbern-purpurner Kosmonauten-Kluft samt Kopfhörern für „Erde, Mann, Nacht, Winter, Same“ stand und dessen erstem Auftritt ein krachendes Geräusch von brechendem Eis folgte. „Ost“ schließlich hatte in dem schlanken Twen Stockhausen Gestalt gefunden, der mit bunten Fetzen am ganzen Körper wie ein Gaukler der Milchstraße „Feuer, Jüngling, Morgen, Frühjahr, Knospe“ aus seiner Trompete unter die stille Gesellschaft schmetterte.

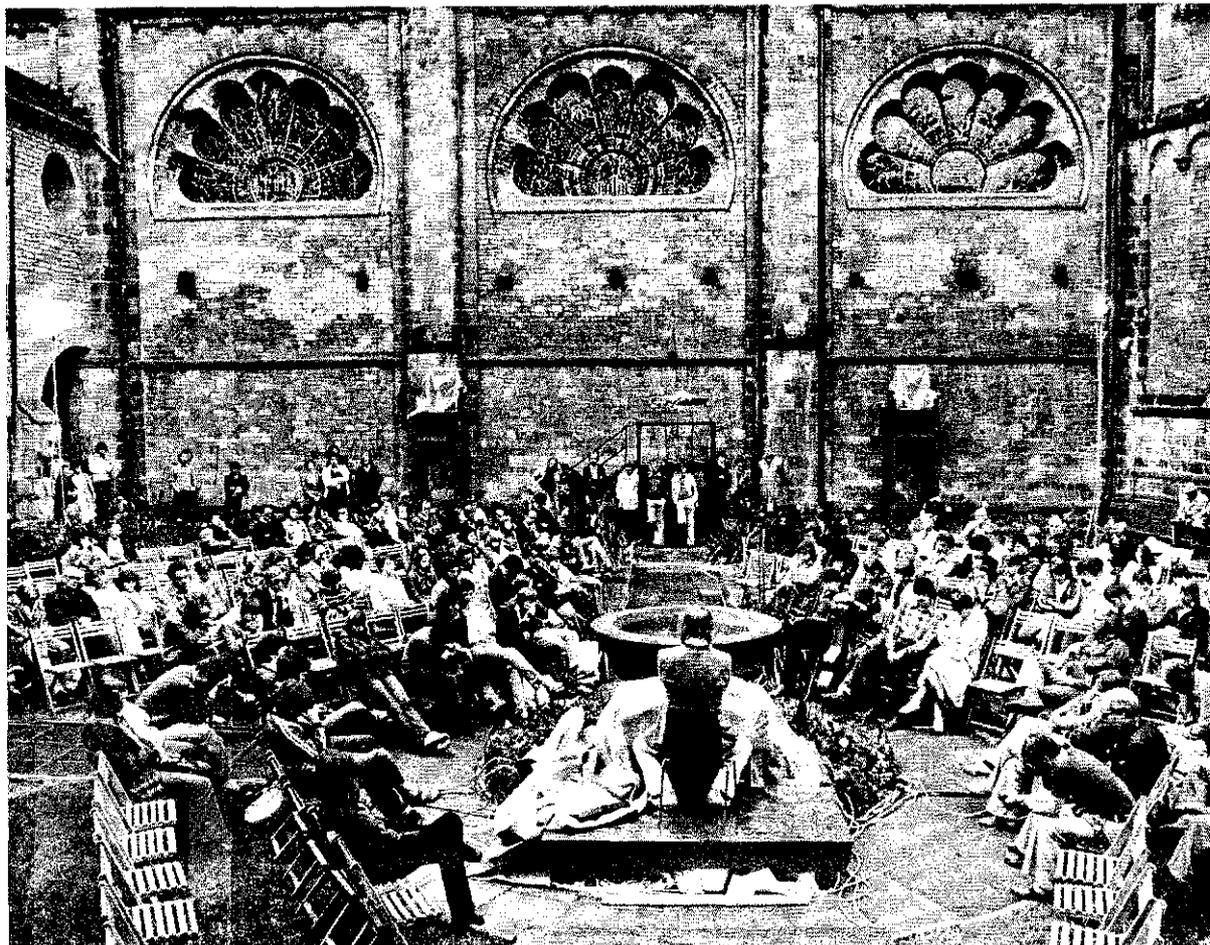
Im Zentrum des — rein optisch — idyllischen Spielplatzes, symmetrisch

zwischen den außerirdischen Botschaftern und den Bonner Bürgern an einem romanischen Taufstein placiert, saß, von der einbrechenden Nacht fast in Dunkel gehüllt, der Sohn der Sonne: Karlheinz Stockhausen, 49, deutscher Komponist.

Durch eine hochgeschlossene Tweed-Jacke vor der Abendkühle geschützt, meist karajanisch geschlossenen Auges, steuerte er von einem imposanten Mischpult aus die ungewöhnliche Begegnung der dritten Art: himmelhochjauchzende Klänge von manchmal hübschem Effekt, meist aber lähmender Eintönigkeit.

Diese Begleitmusik für die vier Vokalistinnen aus dem All hatte Stockhausen, bevor er sie von Juli 1975 bis März 1977 im WDR Köln einem Acht-Spur-Tonband anvertrauen konnte, von weit her empfangen, vom Sirius, der „Zentralsonne unseres lokalen Universums“, 8,7 Lichtjahre entfernt.

„Für die Bewohner des Sirius“, predigte der zugeknöpfte Himmelsforscher am Bonner Taufstein, sei „die Musik die höchste Form der Schwingungen“.



Stockhausen-Werk „Sirius“ in Bonn: Einführung durch den Adler



Komponist Stockhausen (r.), Interpreten
„Musik im Bauch“

Und Musik „deshalb dort auch am vollkommensten entwickelt“. In seiner „Sirius“ genannten Komposition habe er „einige musikalische Form- und Gestaltungsprinzipien auf unseren Planeten übertragen“.

Daß solch metaphysischer Qualm sich ausrechnet in Bonn als „deutsche Erstaufführung“ verbreiten konnte, hatte scheinbar profane Gründe. Zum vorhergelegten 50. Geburtstag Stockhausens (am 22. August) waren innerhalb des Bonner Kultur-Sommers spezielle „Karlheinz-Stockhausen-Musiktage“ eingerichtet worden. Zudem war der einstige Pionier der Musik-Avantgarde durch die ortsansässige Bundesregierung um ein repräsentatives Werk für die Bizontenarfeier der USA 1976 gebeten worden, für dessen Inspiration der Staatsbeauftragte das Universum eingeschaltet hatte — eben Sirius.

Seit der Washingtoner Premiere ist das Bonner Kommissionsgut bei seiner Kreisbahn um die Erde (so Tokio, Osaka, Paris, Berlin, Köln) immer länger und immer auch mal wieder uraufgeführt worden. Erst jetzt, mit 94 Minuten Länge, dürfte es die den ewigen Gesetzen des Firmamentes entsprechende Form gefunden haben, in der es vorigen August in Aix-en-Provence und nun in Bonn geboten wurde.

Aber Bonn muß für den niederrheinischen Lehrersohn Stockhausen auch so etwas wie eine heimliche Wiedergeburtstadt sein. Denn auf die Frage, ob er der Beethoven der Gegenwart sei, hatte der Neutöner, den solche „Vergleiche“ eigentlich „etwas vulgär“ dünken, schon vor Jahren geantwortet: „Ach ja, das kann sein!“

Inzwischen ist er längst über alle Zweifel erhaben, daß er „bereits in anderen Jahrhunderten gelebt“ hat, vermag er „sich doch gut auch an Musikexistenzen unter anderem Namen“ zu erinnern. Sogar als Adler, da ist er ganz sicher, habe er schon hoch über dieser Erde geschwebt. Und überhaupt: „Ich bin nicht mein Körper. Mein Geist existiert außerhalb des Körpers, der ein Auto ist“ — was, vielleicht, die erstaunliche Mobilität dieser gespaltenen Existenz auch im irdischen Jammertal erklären könnte.

Denn mag er „permanent, jede Sekunde“ durch „meinen geistigen Führer, meinen Engel“ mit Gott reden, mag er überzeugt sein, „daß viele meiner Werke bereits in einer anderen, höheren Welt existierten“ — ein durchaus gesundes Gefühl für die Geschäfte hienieden hat er sich bewahrt.

Die meisten seiner Werke beispielsweise erscheinen, bei recht günstiger Gewinnspanne, im Stockhausen-Verlag, der im achteckigen Domizil des Meisters in der bergischen Gemeinde Kürten seinen Sitz und bei der Deutschen Bank im nahen Wipperfürth sein Konto hat.

Von diesem Versandhaus wird sogar schon eine „Musik für Junge“ betitelte Sammlung von „12 Stücken“ angeboten, die Simon Stockhausen, heute 11, eines der sechs Kinder des Komponisten, im zarten Alter von sieben Jahren votiert hat. Fixpreis: 18 Mark.

Zwölf verschiedene Spieluhren mit den tantiempflichtigen Melodien aus Stockhausens „Tierkreis“ werden von der schweizerischen Spieluhrenfabrik Reuge hergestellt. Dieser klingende Kleinkram war in der von der Stadt Bonn arrangierten Stockhausen-Ausstellung ebenso zu besichtigen, wie eine wahre Plantage von Schallplatten-Covers, die der rheinische Tonsetzer der exklusiven Fürsorge durch die „Deutsche Grammophon“ zu danken hat.

Als würdige Gabe will die Deutsche Grammophon an Stockhausens Geburtstag 100 Universitäten und Instituten ein komplettes Platten-Paket mit allen Meister-Stücken zukommen lassen und Stockhausen überdies bei den Berliner Festwochen im Herbst bei einer großen Party persönlich gratulieren. Nächste Woche wird der Kölner DuMont-Buchverlag den vierten Band von Stockhausens Gesammeltem ausliefern: 704 Seiten Texte und Noten, 48 Mark.

Nur wenn ihn die höheren Mächte zu stark beanspruchen, sagt sich der Sterndeuter Stockhausen auch von irdischen Pfründen los. Nachdem er sich auf seinem Lehrstuhl an der Kölner Musikhochschule selten blicken ließ und sich zwei Stockhausen-Schüler, von allen guten Geistern ihres Gurus verlassen, beim zuständigen Wissenschaftsminister Rau in Düsseldorf be-

DAS TASCHEN- BUCH DES MONATS:



**Die strahlende
Pracht
einer glanzvollen
Epoche
ägyptischer
Geschichte.**

Mit 254 meist farbigen Abbildungen.
(545) DM 16,80



Sie hat alles -
und verliert alles.
Diese Frau muß
sich ihr Leben
neu einrichten.
(542) DM 4,80



Alles über Schön-
heitspflege:
Kosmetik, Ernäh-
rung, Gymnastik,
Sport.
Mit 170 Abb.
(547) DM 7,80

● Verlangen Sie in Ihrer Buchhandlung
das farbige Gesamtverzeichnis
„Knaur-Taschenbücher“!

KNAUR-TASCHENBÜCHER

schwerten, zog sich der planmäßige Professor (Monatsbezüge zuletzt: 5500 DM) zurück zu „großen neuen Aufgaben in verschiedenen Ländern“.

Ist dieser Heilslehrer, beamtet oder nicht, nun „der allerletzte Romantiker des 19. Jahrhunderts“, wie die „New York Times“ rätselte, der „seine individuellen Visionen dem Publikum aufzuzwingen“ versucht — ein Über-Wagner gleichsam, aus Kürten im Rheinland? Oder setzt er, der sein Handwerk versteht, sehr clever auf einen Erich von Däniken noch einen Devotionalienhändler für „kosmisch-dimensionierten Kitsch“ („Stuttgarter Zeitung“)?

„Mit Logik, gesundem Menschenverstand, herkömmlicher Bühnenerfahrung... sind Stockhausens szenische Musikwerke seit längerem nicht zu greifen“, urteilte 1975 der Kritiker Rudolf Hohlweg nach der Premiere von „Musik im Bauch“. Genaugenommen ging es da um „Tönchen aller Art“, die der Komponist „im Innern“ seiner damals zweijährigen Tochter Julika vernommen hatte. Sieben Jahre später wachte der Papa „eines Morgens aus dem Schlaf auf und hörte und sah eine Aufführung von ‚Musik im Bauch‘“.

Derartige Werke sollen „für den in uns noch verborgenen Menschen die Ankunft vorbereiten“, mit Hilfe von Interpreten, die sich als „Mundstücke des universalen kosmischen Geistes“ fühlen müssen, auf daß sie die Hörer in die „Schwingungen des höchsten Bewußtseins“ versetzen.

Solchen kosmischen Trips diene auch die Bonner Geburtstagsaufführung von „Spiral“, das allein in dem eigens für Stockhausen konstruierten Kugelbau des deutschen Weltausstellungspavillons in Osaka (1970) 1300-mal aufgeführt worden ist. Das Stück ist eine „Komposition von vier Ereignissen“, und es ereignet sich dies: Stockhausen-Filius Markus setzte sich, allein auf der Bühne, auf einen Stuhl, in der rechten Hand hält er die Trompete, mit der linken fummelt er an einem Kofferradio, bis aus diesem das sonst eher als unangenehm empfundene Kurzwellen-Durcheinander von Wortbrocken, Musikfetzen und Pfeiftönen dudelt. Diesen Wellensalat rührt der Knabe mittels Pedal mit dem linken Fuß an, er „wählt“, sagt der Vater des Werkes und des Ausführenden, „das Ereignis“. Ein paar Stakkatos aus der Trompete und ein paar Gurgellaute in dieselbe zeigen an, daß jetzt ein Mensch den Kampf mit dem ganzen Äther aufzunehmen wagt.

Endgültiges erwartete man schließlich, als Markus Stockhausen in seine linke Hosentasche griff, ihr einen roten Luftballon entnahm und diesen aufblies, wie es auf Rummelplätzen schon immer Brauch war. Jedenfalls hielt die hauchdünne Materie dem nachschöpferischen Atem nicht lange stand. Der Ballon platzte, vermutlich ein kosmischer Urknall.

KONSUM

Arme Verwandte

Konsumartikel ohne Markennamen und Werbung — und dementsprechend billiger — finden in den USA zunehmend Absatz.

Neben ihren betörend aufgeputzten Vettern hocken die Neulinge in den Regalen wie arme Verwandte. Sie locken nicht, sie verführen nicht, sie tragen keine klingenden Namen: Die Anbieter werben mit dem Verzicht auf Werbung.

Unter dem Schlagwort „No-Frills“ (ohne Verzierung) bieten immer mehr amerikanische Supermärkte neben ih-



„Gattungsprodukte“ im US-Supermarkt
Vormarsch der Schmucklosen

rem regulären Angebot auch Waren in kargen Einfach-Packungen an, die „äußerlich“ nichts herzuzeigen haben als den jeweiligen Gattungsnamen: Kaffee. Waschpulver. Bohnen. Nudeln. Mayonnaise. Spülmittel.

Die Attraktion liegt im Preis. „Gattungsprodukte“ („generic products“) sind zwischen 15 und 45 Prozent billiger als die aufwendig verpackten Markenartikel, billiger sogar noch als die Hausmarken der Supermärkte.

Bei Jewel's in Chicago, der Ladenkette, die vor anderthalb Jahren mit dem Angebot der Schmucklosen angefangen hat, kostet eine Fünf-Pfund-Tüte Mehl von der Marke „Goldmedaille“ 89 Cent, die gleichen fünf

Pfund aus dem Gattungs-Sortiment dagegen nur 49 Cent. Namenloses Ketchup ist für 60 Cent zu haben, während es, mit dem Markennamen Heinz versehen, 98 Cent kostet. Bei Haferflocken, die als Markenartikel 1,05 Dollar kosten, kann die Hausfrau 16 Cent sparen, wenn sie Jewel's Unverzerte nimmt.

Es wird kein Geheimnis daraus gemacht, daß für die No-Frills-Produkte keine Top-, sondern nur mäßige Standard-Qualitäten verwandt werden. Doch Walter J. Elisha, Präsident von Jewel, insistiert: „Wir bieten nicht etwa geringeren Nährwert, sondern nur weniger fürs Auge.“

Die Erbsen also nicht ganz so prall und grün wie die von Libby. Für Erdnußbutter werden gebrochene Nüsse verwandt und für die Spaghetti das einfachste Mehl. Bei einer für Lebensmittel vielfach zweistelligen Preissteigerungsrate sind das für viele US-Kunden unerhebliche Schönheitsfehler.

Auch die Einkaufsumgebung kann für amerikanische Verbraucher jetzt karg oder gar primitiv sein, wenn die Preise stimmen. So wurden vor gut zwei Jahren die Discount-Billigläden aus der Bundesrepublik importiert.

Genau wie in Deutschland vermeiden diese Läden jeden Aufwand. Es gibt ein beschränktes und möglichst unverderbliches Warenangebot. Preise werden den Waren nicht einzeln aufgestempelt, sondern auf Stellschildern verkündet. Die Kunden bedienen sich aus den Kartons.

Die deutsche Firma Albrecht mit ihren „Aldi“-Läden brachte das Discount-Prinzip 1976 in die USA. Es war so erfolgreich, daß amerikanische Ladenketten nachziehen mußten und inzwischen ihre eigenen „No-Frills“-Einkaufsstätten einrichteten.

Mit ihrer Wendung zur bescheidenen Aufmachung reagierten amerikanische Supermärkte auf Gewinneinbußen, die sie während der letzten Jahre hinnehmen mußten — 33,5 Prozent waren es zum Beispiel bei Safeway, einer der größten amerikanischen Ketten, im vorigen Jahr.

Das hat mit der Inflation zu tun, aber auch mit veränderten Konsumgewohnheiten in den Vereinigten Staaten: Weil immer mehr Frauen arbeiten, essen die Amerikaner immer häufiger außerhalb ihrer Wohnung. Von jedem Dollar, den sie für Nahrungsmittel ausgeben, lassen sie inzwischen 33 Cent im Restaurant. ◆